schmunzeln! Aber eben, Pagel meint – in freier Übersetzung seiner Formulierung –, «daß die Milz die anspruchslose Rolle des Kehrrechtssammlers auf sich genommen hat, um die Melancholie zu eliminieren und eine lächelnde Glückseligkeit zu fördern». Wir verstehen Pagel: Die Ideenwelt des Paracelsus grenzt sich schroff von der antiken-medizinischen ab, ein neues Bild von Mensch und Natur sowie neue Anschauungen ihrer Beziehungen prägen den von Paracelsus eingeschlagenen Weg. Und dennoch ist die Grenze nicht so haarscharf, wie man meinen könnte: Ist nicht ein Teil der «neuen Lehre» als neo-hippokratisch zu betrachten?

Gerade von dieser Problematik handelt Pagels posthum erschienenen Werk. Pagel starb am 25. März 1983. Das Manuskript «The Smiling Spleen» hatte er noch beendet und hoffte, das Werk könnte noch erscheinen, «so lange noch das Lämpchen glüht» (Nachruf Müller-Jahncke in Ber. Wiss. Gesch. 1983, S. 168). Mit Unterstützung vom Verlag S. Karger, Basel, hat Marianne Winder (Wellcome Institute and Library) die Veröffentlichung realisieren können.

Der große Gelehrte Walter Pagel bietet mit diesem Werk wiederum eine erstaunliche Fülle von bisher unbekanntem oder kaum beachtetem Material zur Geschichte des Paracelsismus. Drei Gruppen werden unterschieden:

1. *die Anhänger*, wie Alexander van Suchten, Petrus Severinus, der vergessene (!) Paracelsist Fabius Violet und der kaum bekannte Johannes Sophronius Kozak (1602–1685);
2. *die Kritiker*, wie Van Helmont, Gabriel Fontanus (um 1650) und Thomas Fienus (1567–1631);
3. *die Vermittler*, wie Campanella (1568–1636), Sennert (1572–1627), Conring (1606–1681) und Francis Glisson (1597–1677).

Es folgen dann noch Exkurse über «umstrittene paracelsische Lehrmeinungen» und zum Schluß Gedanken zu Leibniz' und Boyles Anteilnahme an der Erbschaft des Paracelsus.

Aus diesem kurzen Überblick möge ersichtlich sein, welche Schätze das letzte Werk von Pagel enthält. Die pen-portraits sind – wie gewohnt – gestochen scharf; ihr Wert wird durch zahlreiche Anmerkungen noch erhöht.

Willem F. Daems

Die Heilmittel der Hildegard von Bingen: Hildegard von Bingen *Heilmittel*, [Physica:] Erste vollständige und wortgetreue Übersetzung, bei der alle Handschriften berücksichtigt sind, [besorgt von] Marie-Louise Port-

mann, I: Buch 3 Von den Bäumen; II: Buch 1 Von den Pflanzen (1–112); III: Buch 1 Von den Pflanzen (113 bis Ende); IV Buch 2/4/5: Elemente, Edelsteine, Fische; V: Buch 6/7 Vögel, Tiere; VI: Buch 8/9 Reptilien, Metalle (Anhänge zu Lieferung 5 und 6), hrsg. von der Basler Hildegard-Gesellschaft, Basel: Basler Hildegard-Gesellschaft 1982–1984. 165, 227, 212, 189, 210 [82] S. Fr. 110.–.

Unwillkürlich verbinde ich zwei Bilder: In der Verborgenheit des Klosters Rupertsberg bei Bingen schreibt die *indocta* Hildegard (1098–1179) u. a. ihr Werk über die Heilobjekte der Natur, in lateinischer Sprache; in der «Klausen» der Medizinhistorischen Bibliothek in Basel übersetzt die *gelehrte* Dr. Marie-Louise Portmann das Werk der Hildegard in die deutsche Sprache und macht damit dieses Werk dem breiten Interessentenkreis zugänglich. Mit ihren gründlichen paläographischen, codicologischen und historischen Kenntnissen, dabei die lateinische Sprache wie ihre Muttersprache beherrschend, war Frau Portmann in der Lage, die nunmehr erstmalige Übersetzung der «Physica» vorzulegen. Fürwahr eine wissenschaftliche Musterleistung. Sie hat bei ihrer Studie die Handschriften aus Wolfenbüttel, Bern, Brüssel, Kopenhagen und Paris verarbeitet, daneben die gedruckten Ausgaben von 1533 und von Migne (1855 und 1882). Selbstverständlich sind auch die neueren Studien zum Thema einbezogen. Die von Peter Riethe 1959 herausgegebene «Übersetzung» enthält von den Kapiteln nur jeweils ein Torso; die erschließenden Indices strotzen von nomenklatorischen und orthographischen Ungenauigkeiten. Frau Portmann bringt eine integrale Übersetzung mit allen Textvarianten des gesamten verarbeiteten Materials. Dazu die Deutungen in älteren Studien und die Aufschlüsselung nach Indikationen, Rezepten, botanischen und substanzkundlichen Gesichtspunkten: alles in Anhängen übersichtlich geordnet.

Bei dieser immensen Arbeit stand ihr eine Typistin zur Seite, die des Lateinischen unkundig ist, so daß es hie und da fehlerhafte Übertragungen gibt, die jedoch den geschulten Leser nicht stören. Bei einer Arbeit mit solch großem Materialumfang gibt es selbstverständlich noch einiges zu überlegen. So würde ich den Kapiteltitel «De Herba Gi(c)ht [Gith]» lieber «Vom Kraut [das man] Gith [nennt]» übersetzen als «Vom Gichtkraut». Letztere Formulierung verstärkt den Eindruck, daß die Pflanze ihren Namen von der Indikation erhalten habe. In Wirklichkeit ist *git(h)* eine aus dem Semitischen entlehnte Bezeichnung für den «Römischen Schwarzkümmel», *Nigella sativa*, und in antiken Quellen [Plinius 20, 182: *git ex graecis*] längst belegt, ohne Verbindung zu Gicht. Die Form *githerut* «an anderer Stelle»

muß bestimmt als githerut gelesen werden – wo auch die Fehlübertragung geschehen sei – und damit entfällt die Frage, ob damit «Gartenraute?» gemeint sein kann. Am Schluß der wichtigen Einleitung zum Edelsteinbuch (Lfg. 4, S. 9) notiert Portmann 6 Rätselfragen, von denen ich meine, zwei streichen zu können. Was soll an den unterschiedlichen Schreibweisen *iacinthus*, *jacinthus* und *hyacinthus* rätselhaft sein? Sie sind verschiedene Notierungen (Grapheme) für dasselbe Phonem! Das Rätsel der *schwärzlichen* Farbe des Kristalls (Bergkristalls) wird im Text selbst gelöst: Nicht der Kristall, sondern «die kalten Wässern», aus denen er entsteht, «sind von schwärzlicher Farbe». Etwas weiter im Text wird die «Verdichtung» zur «dicken weißen Masse», die (sogar) «etwas rein [klar] wird» beschrieben.

Hildegard stellte mit ihrer «Physica» ein Kulturdenkmal von Ewigkeitswert in die Welt; Portmann fügte dem eine würdige Kulturleistung, an der kein Hildegard-Forscher vorbeigehen kann, hinzu.

Die Hildegard-«Vermarktung» wird – wie die des Paracelsus – unser Jahrtausend nicht überstehen; Hildegards Werk und das ihrer Übersetzer bleibt für immer erhalten.

Es sei mir noch ein Seufzer erlaubt: Das Werk von Frau Portmann hätte eine reguläre gedruckte Ausgabe verdient. Für schöpferische Arbeit lassen sich aber heutzutage die benötigten Gelder nicht finden. Milliarden werden jedoch für zerstörerische Kräfte zur Verfügung gestellt. Willem F. Daems

François Ledermann, *Bibliographie des ouvrages suisses de pharmacopée* (= Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 3). 135 Seiten, 22 Repros. Juris, Zürich 1984. Kartonierte Fr. 26.–.

François Ledermann hat es unternommen, die Arzneibuchliteratur, die auf Schweizer Boden gedruckt wurde, bibliographisch zu erfassen. Arzneibücher (Pharmakopöen, Antidotarien, Dispensatorien usw.) sind Quellen zur Geschichte der Arzneimittel (Drogen, Rezepte, Arzneiformen). Wenn man sich hier auf die akademische Frage, was ein Arzneibuch ist, einläßt und den Gesetzescharakter als Grundlage nimmt, so würde dabei für die Schweiz herzlich wenig herauskommen: das erste amtliche Arzneibuch wäre dann die «Farmacopoea Ticinese» von 1844! Ledermann hat sich, zum Glück, auf breiteste Basis gestellt. So findet man sogar – um nur einiges zu nennen – Scribonius Largus' «Compositiones medicamentorum» (Basel 1529) neben Heinrich von Schennis' «Spagyrische Hauß vnd Reiß-Apothec» (Zürich 1646). Exakt wurden die Titel aufgenommen, die Exemplare in Bibliothe-